

STEPHANIE LAURENS  
Meisterin der Verführung

### *Buch*

Westafrika 1824. Der britische Kapitän Caleb Frobisher muss sich als Seefahrer in der Dynastie seiner Familie erst noch beweisen. Seine Zukunft sieht vielversprechend aus, bis er auf einer geheimen Mission die attraktive Engländerin Katherine Fortescue kennenlernt, die von Soldaten aus ihrem Heimatland entführt wurde und sich seitdem in Gefangenschaft befindet. Die junge Frau hat inzwischen all ihre Hoffnung verloren, als Caleb unvermittelt in ihr Leben tritt und ihr sofort verfällt. Er verspricht, die schöne Katherine zu befreien, und setzt dabei nicht nur seine Stellung innerhalb der Familiendynastie aufs Spiel, sondern auch sein Leben – und sein Herz ...

### *Autorin*

Stephanie Laurens begann mit dem Schreiben, um etwas Farbe in ihren wissenschaftlichen Alltag zu bringen. Ihre Bücher wurden bald so beliebt, dass sie ihr Hobby zum Beruf machte. Stephanie Laurens gehört zu den meistgelesenen und populärsten Liebesromanautorinnen der Welt und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in einem Vorort von Melbourne, Australien.

### *Von Stephanie Laurens bereits erschienen*

Ein feuriger Gentleman · In den Armen des Spions · Eine stürmische Braut · Ein süßes Versprechen · Ein widerspenstiges Herz · Stürmische Versuchung · Ein sinnliches Geheimnis · Triumph des Begehrens · Duell der Sehnsucht · Eine ungezähmte Lady · Gespielin der Liebe

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet) und [www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

Stephanie Laurens

Meisterin  
der Verführung

Roman

Deutsch von  
Christiane Meyer

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»The Daredevil Snared« bei MIRA Books, Canada.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so  
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht  
zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der  
Erstveröffentlichung verweisen.



1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Savdek Management  
Proprietary Limited

Published by Arrangement with Savdek Management Pty Ltd  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Blanvalet  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkterstr. 28,  
81673 München

Redaktion: Margit von Cossart

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,  
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com  
(Paul Nash; RCPPHOTO) und Romancenovelcovers.com

JF · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0484-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

# Kapitel 1

*Juli 1824*

*Östlich von Freetown, Westafrika*

Caleb Frobisher bewegte sich ruhig und gleichmäßig durch den schattigen Dschungel. Die Männer, die ihn begleiteten, folgten ihm im Gänsemarsch. Niemand sprach ein Wort. Das Schweigen war unheimlich und nervenaufreibend. Unter dem dichten Blätterdach war die Luftfeuchtigkeit so hoch, dass sich jeder Schritt anfühlte, als würde man sich unter Wasser bewegen. Die bedrückende Stimmung legte sich schwer auf die Schultern der Männer.

»Herrjemine!«, wisperte Phillipe Lascelle, der Caleb auf dem Fuße folgte. »Viel weiter kann es nicht sein.«

»Es ist erst Vormittag«, erwiderte Caleb genauso leise. »Du kannst jetzt nicht schon schlappmachen.«

Phillipe schnaubte.

Caleb ging weiter den schmalen Pfad entlang, der anscheinend sonst nur von Tieren genutzt wurde. Ständig mussten sie sich ducken und Palmblättern, tief hängenden Zweigen und berankten Ästen ausweichen.

Irgendwo vor ihnen befand sich das Lager der Sklavenhändler, das sie finden sollten – zumindest hoffte Caleb inständig, dass ihnen das gelingen würde. Seine Brüder Declan und Robert hatten die Mission begonnen, und

er würde sie weiterführen. Trotz seiner Entschlossenheit, sich strikt an den Plan zu halten, um Gott und der Welt und vor allem seiner Familie zu beweisen, dass man auch ihn mit bedeutenden Aufgaben betrauen konnte, erwies sich sein Instinkt – der sich allerdings als unbesonnener Impuls tarnte – ab und an als zu stark, um sich gegen ihn zur Wehr zu setzen.

Die handgemalte Karte seines Bruders Robert beschrieb den Standort des Lagers der Sklavenhändler, Kales Lager, wenn man sich aus westlicher Richtung näherte. Wie auch immer ... Caleb hatte genau studiert, wo es sich befand, und sich entschieden, von Norden zu kommen. Nach allem, was er dank Roberts Notizen wusste, vermutete er, dass die Sklavenhändler am Westeingang Wachposten aufgestellt hatten, sodass der Westen nicht die beste Richtung war, aus der man vordringen sollte, wenn man vorhatte, das Lager einzunehmen.

Was offen gesagt ihr Plan war. Warum sonst sollten fünfundzwanzig starke Männer, die bis an die Zähne bewaffnet waren, an einen solch gottverlassenen Ort gehen?

Drei Nächte zuvor war Caleb mit seinem Schiff *The Prince* mit der nächtlichen Flut unerkannt in die Meerenge gesegelt – gefolgt von seinem Kameraden Phillippe, mit dem er schon viele Abenteuer bestanden hatte, und dessen Schiff *The Raven*. Weitab von den Schifffahrtswegen des Hafens von Freetown waren sie am nördlichen Ufer entlang durch den Bucht nach Tagrin Bay gesegelt. Damit hatten sie die Gefahr gebannt, von Schiffen der Marine entdeckt zu werden, die sich ständig aus dem Hafen und wieder hinein bewegten. Laut Roberts Informationen war die Kompanie Westafrika jetzt im Hafen,

und Caleb wollte vermeiden, sich Vizeadmiral Decker erklären zu müssen.

Sie hatten in der Bucht an einer Stelle geankert, von der Caleb glaubte, dass sie nördlich von Kales Lager lag. Laut Roberts Karte waren zwischen dem Lager der Sklavenhändler und dem Ankerplatz der Schiffe mehrere Meilen Dschungel zu überwinden. Caleb hatte nicht gewusst, wie gut der Dschungel zu passieren war, doch seine Zuversicht war durch die Information gestärkt worden, die sie von Einheimischen aus einem Dorf in der Nähe bekommen hatten. Phillipe war ein Sprachtalent – noch ein guter Grund, ihn mit auf die Reise genommen zu haben –, und er hatte sehr schnell ein gutes Verhältnis zu den Dorfältesten aufgebaut. Die Dorfbewohner kannten das Lager der Sklavenhändler, mieden es aber mit beinahe religiösem Eifer. Über eine Mine oder ein ähnliches Unternehmen in der näheren Umgebung, das es angeblich gab, hatten sie nichts berichten können, doch sie hatten ihnen gern einen schmalen Weg gezeigt, der, wie sie behauptet hatten, mehr oder weniger direkt zum Lager der Sklavenhändler führte.

Den Namen des Anführers der Sklavenhändler hatten sie bedauerlicherweise nicht nennen können. Caleb klammerte sich an die Hoffnung, dass er und seine Männer nicht auf ein ganz anderes Lager von Sklavenhändlern treffen würden. Sie waren am Morgen zuvor aufgebrochen. Auf den Schiffen waren Notbesatzungen zurückgeblieben, die stärksten und erfahrensten Männer waren mit ihm gekommen. Das Lager von Sklavenhändlern einzunehmen war bestimmt keine einfache Aufgabe – vor allem nicht, wenn sich auch noch Gefangene in der Gewalt dieser Männer befanden.

Caleb dachte darüber nach, was er tun würde, wenn es tatsächlich so wäre, und führte die Truppe weiter. Er traute seinen Augen kaum, als er durch den dichten Vorhang von Bäumen, Palmen und Ranken eine Lichtung erblickte. Sonnenstrahlen vertrieben dort das Dunkel des Dschungels. Der schmale Pfad, auf dem sie liefen, endete und ging über in einen besser erhaltenen Weg, der offenbar häufiger genutzt wurde.

Caleb blieb stehen und hob eine Hand. Die Männer hielten ebenfalls inne und erstarrten. Er schärfte seine Sinne und lauschte. Gedämpfte männliche Stimmen waren leise, aber doch erkennbar zu hören.

Phillipe beugte sich zu Caleb herüber und flüsterte: »Wir sind zwanzig bis fünfundzwanzig Meter von der Grenze zum Lager entfernt.«

Caleb nickte. »Der breitere Weg hier muss das Lager und die Mine verbinden.« Eilig ging er im Geiste die Möglichkeiten durch. Obwohl Phillipe der erfahrenere Anführer war, wartete er ab und trat hinter Caleb zurück – das hier war Calebs Auftritt. Noch ein Grund, warum Caleb gern mit dem Mann zusammenarbeitete. Schließlich murmelte er: »Gib den anderen Bescheid. Wir schleichen uns näher heran und beobachten die Lage aus dem Dickicht des Dschungels. Sie dürfen nicht bemerken, dass wir hier sind.«

Phillipe drehte sich um und gab den Befehl an die anderen weiter. Von der Gruppe gehörten dreizehn zu Calebs Crew, zehn stammten von *The Raven*. Die Männer hatten bereits bei früheren Unternehmungen miteinander gearbeitet. Caleb wusste daher, dass sie wie eine Einheit operieren würden.

Nach einem letzten aufmerksamen Blick trat Caleb



auf den breiteren Weg. Mit Bedacht setzte er einen Fuß vor den anderen. Vor einer Abbiegung blieb er stehen, denn dahinter würden sie von der Lichtung aus wahrscheinlich zu sehen sein. Er schlug sich ins schützende Dickicht des Dschungels weiter zur Lichtung. Caleb bewegte sich vorsichtig und wachsam von Norden nach Westen. Irgendwann erreichte er die westliche Seite und duckte sich unter eine Palme, deren riesige Blätter ihm Sichtschutz boten. Ein flüchtiger Blick nach hinten zeigte ihm, dass Phillipe ihm folgte; ihre Männer hatten sich ins Unterholz gehockt, die Augen auf das Geschehen im Lager gerichtet.

Caleb wandte sich erneut der Lichtung zu und erkannte die Aufteilung im Lager dank Roberts Aufzeichnungen wieder – den hufeisenförmig angelegten Platz mit der großen barackenähnlichen Hütte und den vier kleineren Hütten. Caleb und seine Leute befanden sich sozusagen am offenen Ende des Hufeisens, gegenüber der Haupthütte. Laut Roberts Zeichnung musste der Weg von Freetown also irgendwo zu ihrer Rechten liegen. Caleb sah sich um und entdeckte ihn tatsächlich. Der Pfad, dem er und seine Männer kurz gefolgt waren, führte links von der Hauptbaracke direkt auf die Lichtung, während ein weiterer, der Roberts Meinung nach ungenutzt war, rechts von der Hütte im Dschungel verschwand.

Caleb versuchte, sich auf die Menschen zu konzentrieren, die in die Haupthütte hineingingen und wieder herauskamen, und die, die um die Feuerstelle in der Mitte des Platzes herumsaßen. Phillipe hockte sich neben ihn, und sie lauschten den gedämpften, zwanglosen Unterhaltungen.

Nach einer Weile beugte Phillipe sich zu ihm herüber.

»Der Riese da ... Er benimmt sich wie der Anführer«, flüsterte er, »aber laut Roberts Beschreibung kann das nicht Kale sein.«

Caleb richtete den Blick auf den Mann, auf den Philippe wies. Er war korpulent und groß und bewegte sich sehr selbstsicher und arrogant.

»Ich glaube«, antwortete Caleb leise, »dass er der Mann ist, der Kales Männer in der Siedlung anführt.« Kurz darauf fügte er hinzu: »Interessant, dass er hier ist.«

»Praktisch, dass er hier ist«, korrigierte Philippe ihn. »Wenn wir alle Männer beseitigen, stehen die Chancen gut, dass Kales Unternehmen nicht einfach unter einem anderen Anführer weiterläuft.«

Caleb nickte. »Das stimmt.« Er beobachtete weiter das Gelände und die Gebäude. »Es sieht nicht so aus, als wären im Moment Gefangene da. Die Türen der kleineren Hütten stehen offen, und ich habe keinen Hinweis darauf entdecken können, dass sich jemand darin befindet. Es ist weder jemand hineingegangen noch herausgekommen.«

»Stimmt.«

Caleb verzog das Gesicht. »Kale ist nicht hier draußen. Er ist vielleicht im Lager, aber dann vermutlich in der Haupthütte. Und daraus ergibt sich die Frage, wie viele Männer bei ihm sind.«

Phillipe zuckte mit den Schultern.

In dem Moment hob ein Mann, der sich über einen großen Topf über dem Feuer gebeugt hatte, den Kopf und rief: »Der Eintopf ist fertig!«

Caleb grinste, als ein Mann mittlerer Größe und drahtiger Statur aus der großen Hütte trat. Eine Narbe entstellte sein Gesicht. Laut Roberts Unterlagen musste es sich um Kale handeln. Drei Männer folgten ihm.

»Wie hilfreich«, murmelte Phillipe.

Ein weiterer Mann kam vom Weg nach Freetown ins Lager. Caleb stieß Phillipe an und wies mit einem Kopfnicken in Richtung des Neuankömmlings. »Sie hatten einen Wachposten auf dem Weg.«

Phillipe sah den Mann an, der zu seinen Kameraden lief. »Es sieht nicht so aus, als würden sie sich Sorgen über möglichen unerwünschten Besuch machen. Die Chancen stehen gut, dass es nur den einen Wachposten gab.«

»So sehe ich es auch.«

»Alles in allem macht das dreizehn Mann.«

Den Blick auf die Szene an der Feuerstelle gerichtet, nickte Caleb wortlos. Sie beobachteten, wie sich Kale, dem einer seiner Schergen einen Blechteller mit Eintopf reichte, auf einen der Holzstämme setzte und zu essen begann. Seine Leute taten es ihm gleich, sie nahmen ebenfalls auf den Holzstämmen Platz, die im Kreis um das Lagerfeuer angeordnet waren.

Sie hatten kaum die ersten Bissen genommen, als gedämpfte Schritte zu hören waren. Alle – Kale und seine Leute sowie Caleb, Phillipe und ihre Männer – blickten zu dem Pfad in nördlicher Richtung. Der Pfad, von dem Caleb glaubte, dass er zur Mine führte. Der Pfad, auf dem sie vor gerade einmal fünfzehn Minuten selbst ein paar Meter zurückgelegt hatten.

Vier Männer erschienen, bei denen es sich angesichts der Kleidung um Sklavenhändler und angesichts ihrer Gelassenheit um Kales Leute handelte. Sie begrüßten Kale und auch die anderen Männer der Gruppe.

»Also, habt ihr unsere letzten Gäste untergebracht?« Kales Stimme war unverkennbar rau, ein weiterer Beweis seiner Identität.

Der Mann, der die Gruppe angeführt hatte, grinste. »Aye. Und Dubois lässt seinen Dank ausrichten. Abgesehen davon hat er noch einmal bekräftigt, dass er mehr Männer braucht. Betonung auf ›Männer‹. Er meint, er bräuchte mindestens fünfzehn zusätzliche Leute.«

Kale fluchte unflätig. »Ich würde ihm ja gern mehr Männer schicken, wenn die Nichtsnutze in der Siedlung uns nur tun lassen würden, was wir am besten können.« Er grunzte, schüttelte den Kopf und widmete sich wieder seinem Essen. »Leider sind sie diejenigen, die den Rattenfänger bezahlen. Und sie bezahlen auch Ihre Hoheit Dubois, also wird er sich mit dem begnügen müssen, was wir ihm geben können.« Kale bedeutete den Neuankömmlingen, sich zu ihnen zu gesellen. »Setzt euch und esst. Ihr habt es euch verdient.«

Die vier nahmen dankbar neben den anderen am Feuer Platz.

Während die Männer aßen, sprach kaum einer ein Wort. Caleb wäre hungriger gewesen, wenn er nicht darauf bestanden hätte, dass seine Truppe vor dem Aufbruch von ihrem provisorischen Übernachtungsplatz am Morgen ein anständiges Frühstück zu sich nahm. Er hatte noch nie gern mit leerem Magen gekämpft, und er war sich relativ sicher gewesen, dass sie Kales Lager an diesem Tag erreichen würden.

»Das macht dann siebzehn Männer«, murmelte Phillipe. »Das ist nicht ganz so leicht.« Er klang dennoch zufrieden.

Caleb stieß ein Brummen aus. Er dankte zum wiederholten Mal dem Impuls, der ihn dazu getrieben hatte, Phillipe und seine Crew zu dieser Mission hinzuzubitten. Sie waren gerade eine Tagesreise von Southampton ent-

fernt gewesen, als einer der Hauptwassertanks von *The Prince* leckgeschlagen war. Entschlossen, dem Motto *Keine unnötigen Risiken eingehen* treu zu bleiben, hatte Caleb den kleinen Umweg über die Kanarischen Inseln genommen. Noch bevor er im Hafen von Las Palmas vor Anker gegangen war, hatte er den unverwechselbaren schwarzen Rumpf von *The Raven* gesehen. Während der Wassertank repariert und neu aufgefüllt worden war und seine Männer weitere Vorräte an Bord genommen hatten, hatte Caleb einen Abend mit seinem alten Freund verbracht. Und als er erfahren hatte, dass der Kapitän von *The Raven* mitsamt seiner erfahrenen Crew gerade ohne Auftrag war, hatte Caleb Phillipe dazu eingeladen, an der Mission teilzunehmen. Er hatte klargemacht, dass es keine Bezahlung oder eine sonstige Belohnung dafür geben würde, doch ebenso wie Caleb war Phillipe süchtig nach Abenteuern. Gelangweilt hatte er die Gelegenheit, etwas zu erleben, beim Schopfe gepackt.

Phillipe war ein Freibeuter, der allein kämpfte. Ursprünglich war er für die Franzosen unter Bonaparte gesegelt, nun war unklar, für wen genau er in See stach. Allerdings war der Krieg mit Frankreich schon lange vorbei, und auf dem Wasser galt eine nachklingende politische Loyalität nicht so viel wie eine langjährige Freundschaft.

Caleb war der Auffassung, dass fünfundzwanzig Mann gegen siebzehn Sklavenhändler an diesem Ort und zu dieser Zeit genau richtig waren, um Kale und sein Unternehmen auszulöschen. Die Sklavenhändler würden um Leben und Tod kämpfen und alles tun, um zu überleben. Caleb wollte keinen seiner Männer und auch keinen von Phillipés Leuten verlieren. Fünfundzwanzig gegen siebzehn ... Das sollte gelingen.

Als er vor Las Palmas vor Anker gegangen war, hatte er bereits den Plan verworfen, Kale unbehellig weitermachen zu lassen, und stattdessen beschlossen, den Weg nördlich des Lagers zu nehmen und direkt die Mine anzusteuern. Das war immerhin seine Mission: die Mine zu lokalisieren, dort möglichst viel in Erfahrung zu bringen und mit diesen Informationen dann nach London zurückzukehren. Doch nach Norden zu gehen, während Kale und seine Leute ihm praktisch im Nacken saßen, war ihm nicht gerade wie eine gute Idee vorgekommen. Mehr noch: Nach London zurückzukehren, ohne Kale und seine Mannschaft ausgeschaltet zu haben, würde bedeuten, dass der Nächste, der nach Freetown segelte, um die Mission zu Ende zu bringen, diese Aufgabe übernehmen müsste. Kein Mann, der etwas taugte, würde versuchen, die Mine zu erreichen und einzunehmen, während Kale in seinem Lager war und somit den Söldnern, die bereits in der Mine waren, zu Hilfe kommen konnte.

Doch Kale musste auf eine Art und Weise beseitigt werden, die weder die Verbrecher, die hinter dem Unternehmen standen, noch diesen Dubois oder sonst jemanden, der in der Mine etwas zu sagen hatte, in Alarmbereitschaft versetzen würde. Das war die erste Hürde, die Caleb nehmen musste – die erste Herausforderung auf seiner Suche.

»Wenn wir früher gekommen wären«, murmelte Philippe, »hätten wir sie gut angreifen können, während sie zusammensitzen und vom Essen abgelenkt sind.«

Caleb zuckte mit den Schultern. In früheren Zeiten hätte er sich, ohne nachzudenken, hineingestürzt und die Chance ergriffen, doch für den Moment und für die Zukunft war er entschlossen, an der Rolle des verläss-

lichen und verantwortungsvollen Missionsleiters festzuhalten. Er konnte die Stimmen seiner Brüder beinahe hören, die ihn ermahnen würden, sich Zeit zu lassen, sich einen Plan zurechtzulegen und für seine Männer alle Vorteile im kommenden Scharmützel zu sichern, das gewiss in einem Blutbad enden würde.

Er, Phillipe und jeder der Männer, die sie begleiteten, wussten und akzeptierten, dass sie jeden Sklavenhändler in Kales Lager würden töten müssen. Dass Kale und seine Leute mit dem Leben anderer Menschen, die sie entführten, handelten – mit dem von Männern, Frauen und sogar Kindern –, hatte ihnen allen die Entscheidung leichter gemacht. Die Männer, die sich um die Feuerstelle versammelt hatten, gehörten zum absoluten Bodensatz der Gesellschaft.

Kale löffelte den Rest seines Eintopfs aus, kaute, schluckte und blickte dann über die Feuerstelle hinweg zu einem hünenhaften Mann, den Phillipe schon früher bemerkt hatte. »Rogers ... Du und deine Leute, ihr könnt euch ausruhen und am Nachmittag in die Siedlung zurückkehren. Wenn euch dort keine Nachricht von Muldoon erwartet, also kein Vorschlag, wen ihr euch als Nächsten schnappen könntet, trifft ihr die Entscheidung selbst. Schaut, ob es noch mehr junge Seeleute gibt, die wir nehmen könnten. Wenigstens Dubois wird dann zufrieden sein.«

Rogers grinste und salutierte. »Wir werden mal sehen, was wir finden.«

Phillipe drehte sich leicht, um Caleb etwas ins Ohr zu flüstern. »Wir müssen angreifen, bevor Rogers aufbricht.«

Caleb nickte. »Sie haben gerade die Hauptmahlzeit des

Tages gegessen, und es war ein Eintopf. Schwere Kost.« Er sah Phillipe an. »Bei dieser Hitze werden sie bestimmt bald schläfrig werden.«

Phillipe blinzelte mit seinen dunkelblauen Augen, dann lächelte er finster und wandte sich wieder dem Lager zu.

Kale zog sich mit drei seiner Leute in die Haupt-  
hütte zurück, die anderen Männer hatten sich in kleinen  
Grüppchen zusammengefunden und unterhielten sich  
mit gedämpften Stimmen. Caleb tippte Phillipe auf die  
Schulter. Vorsichtig bewegte er sich zu der Stelle, an der  
ihre Leute sich versteckt hielten.

Phillipe folgte ihm. Auf Calebs Zeichen hin zog die  
Gruppe sich noch weiter zurück. Sie schlugen sich in die  
Schatten des Dschungels, weg vom Lager.

Sie kamen an eine Lichtung, die groß genug war, um  
ihnen allen Platz zu bieten. Die meisten Männer hatten  
Seesäcke und Beutel dabei mit Zelten und Vorräten.  
Caleb wartete ab, bis sie ihre Sachen abgelegt hatten,  
und bedeutete ihnen dann, sich in einen Kreis zu hocken.  
Er blickte in die Runde und sah die erwartungsvollen  
Gesichter und die Zuversicht in ihren Augen. Sie glaub-  
ten an ihn und seine Fähigkeiten als Anführer. Sie alle  
hatten schon unter ihm gekämpft, seine eigenen Leute  
begleiteten ihn bereits seit Jahren.

»Hier ist der Plan für unser weiteres Vorgehen.« Und  
dieser Plan war nicht leichtsinnig, sondern verantwortungsbewusst – mit aller nötigen Sorge um die Sicherheit seiner Leute und mit dem potenziellen Erfolg im Blick. Klar und knapp legte er die einzelnen Schritte dar. Im Wesentlichen ging es darum, sich aufzuteilen, die Gruppe der Gegner aufzuspalten und das Lager so zu erobern. Er war offen für Anregungen, und Phillipe und einige



andere machten ebenfalls Vorschläge, die er bereitwillig annahm. In weniger als einer halben Stunde hatten sie so einen soliden Schlachtplan ausgearbeitet – einen Plan, den alle voller Begeisterung unterstützten. »Also gut.« Er sah wieder in die Runde und blickte jedem Einzelnen in die Augen. Dann nickte er entschlossen. »Lasst uns loslegen. Auf die Positionen, und wartet dann auf mein Zeichen.«

Die Männer gingen in Zweier- und Dreiergruppen los. Einige liefen nach Westen, andere nach Osten. Sie hatten vor, das Lager zu umstellen.

Als alle anderen aufgebrochen waren, neigte Phillipe anerkennend den Kopf. »Gut gemacht.«

Caleb wusste, dass Phillipe nicht darauf anspielte, wie er den Plan präsentiert hatte, sondern auf die Art und Weise, wie er die weniger erfahrenen und schwächeren Kämpfer unter ihren Männern aufgeteilt und gestärkt hatte. Fünf seiner Leute und fünf von Phillipens Männern sowie er selbst und Phillipe waren in der Lage, mit jeder Herausforderung zurechtzukommen – selbst gegen Männer der Sorte, von der Kale und seine Leute waren. Sie würden sich mit Sicherheit und ohne jeden Zweifel als brutale Kämpfer entpuppen. Brutal und verzweifelt, denn ihnen würde schnell klar werden, dass sie unterlegen waren.

Caleb zuckte die Achseln. »Ich will nur, dass wir das alles hier überstehen. Und angesichts des Klimas mit so wenigen Blessuren wie möglich.« Sie hatten zwar Salben und andere Heilmittel dabei, aber in der Hitze, die gepaart war mit hoher Luftfeuchtigkeit, bestand immer die Gefahr, dass eine Wunde sich schnell infizierte.

»Wir begeben uns besser mal auf unsere Posten.« In einer so engen Umgebung waren Schusswaffen nutz-

los – es war viel zu riskant, denn man konnte leicht einen Freund anstelle des Feindes treffen. Sie würden mit Klingen kämpfen. Caleb und Phillipe griffen nach ihren Schwertern und lösten sie aus den Scheiden. Anschließend überprüften sie noch einmal den Sitz der Messer, die sie in Taschen an ihren Unterkleidern, in ihren Stiefeln und an Gürteln verborgen hatten.

Zufrieden, dass sie gut vorbereitet waren, wies Caleb auf die Stelle, von der aus sie kurz zuvor das Lager ausgespäht hatten. Er und Phillipe nahmen selbstverständlich die gefährlichste Position ein. Sie würden die Führung übernehmen und von der offenen Seite der hufeisenförmig angelegten Hütten ins Innere stürmen. Dabei würden sie versuchen, die größtmögliche Wirkung zu erzielen.

Zwei weitere Männer sollten zu ihrer Rechten und Linken ins Lager einfallen. Andere Kämpfer würden von den Wegen kommen, die die Haupthütte flankierten, sowie zwischen den kleineren Hütten eindringen und angreifen. In der Zwischenzeit würden ihre Bootsleute Carter von *The Prince* und Reynaud von *The Raven*, die zwar beide stark, doch zu langsam waren, um auf freiem Feld mit dem Schwert zu kämpfen, die Männer in der Haupthütte daran hindern, sofort zum Kampfgeschehen zu stoßen.

»Es ist sehr hilfsbereit von Kale, drei seiner Leute mitzunehmen«, murmelte Phillipe, als sie ihre Posten hinter den großblättrigen Palmen bezogen.

»Er muss nichts weiter tun, als noch ein paar Minuten in der Hütte zu bleiben ...« Caleb spähte ins Lager und grinste. »Carter ist bereit.«

»Reynaud ebenfalls.« Phillipe sah Caleb an. »Ich wäre dann so weit.«

Caleb spürte, wie sich ein sündiges Grinsen auf seinem Gesicht ausbreitete. »Jetzt.«

Gleichzeitig sprangen sie auf und stürmten ins Lager. Sie stürzten sich auf die ersten beiden Männer, die auf den Baumstämmen am Lagerfeuer hockten, und töteten sie, noch ehe diese die Chance hatten, sich zu erheben. Keine Gnade, kein fairer Kampf – nicht bei Verbrechern wie diesen.

Die anderen Sklavenhändler sprangen auf, doch bevor sie Caleb und Phillipe angreifen konnten, wurden sie von Calebs und Phillipés Männern abgelenkt und herausgefordert.

Caleb richtete sich auf und versicherte sich, dass alles so lief wie geplant.

Lange bevor der erste Schrei erklungen war – bevor Kale etwas von dem Angriff mitbekommen hatte –, hatten Carter und Reynaud und zwei weitere ihrer Männer einen Haufen Äste vor den Eingang der Haupthütte gelegt. Nun verharrten sie mit dem Rücken zur vorderen Wand der Hütte auf der Veranda neben der Tür. Als Kale und seine Leute nun aus der Hütte stürmten, stürzten sie über die rollenden Äste.

Caleb fluchte, als einer der Sklavenhändler auf ihn zugerannt kam und ein Buschmesser schwang, denn damit war er gezwungen, den Blick von der Veranda zu wenden, sodass er alles verpasste, was dort geschah.

*Klirr!*

Calebs Schwert traf das Buschmesser des Sklavenhändlers. Er schlug den Mann zurück und griff ihn schwertschwingend an. Sein Gegner war kleiner als er und obendrein klapperdürr. Caleb setzte dem Übeltäter schon bald ein Ende. Dieser ging zu Boden und verdrehte die Augen.

Caleb zog sein Schwert aus der Brust des Mannes und drehte sich um.

Im Lager herrschte Chaos. Der Kampf war wild und genauso erbittert, wie Caleb es vorhergesagt hatte. Viele Männer lagen auf dem Boden, doch soweit Caleb es überblicken konnte, handelte es sich dabei ausschließlich um Sklavenhändler. Der Kampf vor der Haupthütte war heftig, aber seine und Phillipés Männer hatten die Veranda eingenommen.

Nur Kale konnte Caleb nicht entdecken.

Ein weiterer Sklavenhändler stürzte sich auf ihn, und er musste sich wieder umdrehen und sich um den Kerl kümmern. Das dauerte länger, als ihm lieb war – der Mann hatte offenbar eine Kampfausbildung genossen und war auch größer und stärker als seine Kameraden. Es gelang ihm sogar, Caleb am Unterarm zu treffen, was Caleb daran erinnerte, dass er hier nicht gegen einen Gentleman kämpfte. Er holte mit dem Stiefel aus, überraschte seinen Widersacher und trat ihm mit voller Wucht in den Bauch. Der Mann krümmte sich vor Schmerz, und im nächsten Moment war er tot.

Instinktiv wirbelte Caleb herum und zählte die Männer – prüfte verzweifelt, ob etwas schief lief.

Sein Blick fiel auf Phillipe, der sich einen grimmigen Kampf mit dem Mann namens Rogers lieferte. Phillipe war groß, aber er hatte die Statur eines Fechters – geschmeidig und drahtig. Jeder seiner Hiebe erfolgte schnell, die meisten waren tödlich. Im Augenblick kämpfte er mit dem traditionellen Schwert, das die meisten Kapitäne bevorzugten. Die Klinge blitzte auf, als er Rogers' Angriffe abwehrte.

Doch Rogers war stärker, kräftiger gebaut und hatte

eine größere Reichweite. Und er schwang eine viel schwerere, gebogene Klinge. Der fieberhaft erwartungsvolle Ausdruck auf Rogers' Gesicht zeigte, dass er glaubte, Phillipe besiegt zu haben. Phillipe war tatsächlich in Bedrängnis, aber er erwiderte die Hiebe noch immer mit flüssigen Bewegungen. Sein Gesicht war wutverzerrt, und er fletschte die Zähne.

Caleb hütete sich davor, seinen Freund in dieser Situation abzulenken.

Im nächsten Moment schien Phillipe kurz die Deckung fallen zu lassen. Mit einem triumphierenden Knurren holte Rogers aus, schwang die Klinge und traf ... Luft. Phillipe war nicht einmal annähernd an der Stelle, an der Rogers ihn erwartet hatte. Er stand hinter ihm und schlug dem Mann den Griff seines Schwerts in den Nacken, dann stieß er ihm ein Messer in den Rücken, das aus dem Nichts aufgetaucht zu sein schien.

Rogers keuchte und sackte in sich zusammen. Phillipe wirbelte herum, sah, dass Caleb ihn beobachtete, und salutierte. Das alles hatte nur Sekunden gedauert.

Gleichzeitig wandten sie sich der Haupthütte zu und stürzten sich erneut in die Auseinandersetzung. Sie halfen ihren Leuten, während sie in Richtung Veranda stürmten, und ließen nichts als tote Männer hinter sich.

Caleb tippte zweien ihrer Leute auf die Schultern und wies sie mit einem Handzeichen an, die Seiten zu sichern, damit ihnen keiner der Gegner, die ihren nahenden Untergang ahnten, entwischen konnte. Es war sehr wichtig, dass niemand in Freetown vom Schicksal Kales und seiner Leute erfuhr.

Rogers' Tod hatte den Wendepunkt markiert, doch Caleb und seine Männer waren zu erfahren, um jetzt

nachlässig zu werden. Während Caleb und Phillipe weiter nach vorn stürmten, kamen ihnen einige ihrer Männer zu Hilfe. Zusammen löschten sie alle Sklavenhändler aus. Alle – bis auf Kale.

Kale kämpfte wie ein wilder Derwisch. Er hielt etliche von Calebs und Phillipes Leuten, die einen Halbkreis um ihn bildeten, mit zwei blitzenden Klingen in Schach. Mit Roberts Warnung im Hinterkopf, nämlich dass dieser Mann eine echte Gefahr darstellte, hatte Caleb seine Leute ermahnt, Kale nur zurückzuhalten, aber nicht anzugreifen, solange sie nicht die Möglichkeit zum Todesstoß hatten.

Als Caleb und Phillipe dazustießen, zog sich der Halbkreis ein kleines Stück zurück, sodass die beiden Anführer Schulter an Schulter vor Kale standen. Sie hielten einen respektablen Abstand. Kale beobachtete sie prüfend. Er hatte noch immer die Waffen erhoben, kämpfte jedoch nicht mehr.

Der Anführer der Sklavenhändler war kleiner als Caleb, kleiner als Phillipe, aber sehr geschickt. Er hatte sein Gewicht lässig auf seine Fußballen verlagert, offenbar jederzeit bereit, mit seinen Doppelklingen loszuschlagen. Diese waren leicht gebogen und ähnelten lang gestreckten Krummsäbeln. Er hielt sie fest und perfekt ausbalanciert, an seiner Haltung erkannte man, dass er eine tödliche Reaktionsgeschwindigkeit besaß.

*Schnell, schnell, schnell.*

Der Blick aus Kales eiskalten Augen war leer. Er wirkte, als hätte er schon so oft getötet, dass es ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen war. Das Töten war ein Teil seines Wesens, ein Teil von ihm geworden.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Caleb, wie Phillipe

die Zähne zusammenbiss. Dann streckte er die Hand aus. Reynaud, der die unausgesprochene Aufforderung verstand, legte seine geladene Pistole in Phillipés Hand.

Kale hatte die Bewegung verfolgt. Er lächelte höhnisch. »Was? Kommt euer Streben nach Gerechtigkeit ohne Ehre aus?«

Er spuckte das Wort »Gerechtigkeit« beinahe aus. Allerdings blickte er dabei nicht Phillipé an, sondern Caleb. Die Herausforderung galt ganz offensichtlich ihm.

Caleb erwiderte Kales Blick. In der Kunst der Manipulation konnte er den Sklavenhändler ohne Zweifel übertreffen, aber darum ging es hier nicht. Er wusste, dass er provoziert wurde, dass Kale gegen ihn antreten wollte, weil er glaubte, gewinnen zu können, und weil er meinte, so seine Freiheit zu erringen – zumindest nicht sofort getötet zu werden. Zu überleben, auch wenn es sich nur um eine weitere Stunde handelte, bedeutete in solchen Situationen für Männer wie Kale, dass immer noch die Chance zur Flucht bestand.

Oder dass sich immer noch die Gelegenheit bot, andere mit in den Tod zu nehmen.

Wenn Caleb so gehandelt hätte wie sonst, hätte er augenblicklich reagiert, er und Kale hätten gegeneinander gekämpft. Er war einer Herausforderung noch nie aus dem Weg gegangen. Und auch keinem Kampf. Doch dieses Mal ...

Was war die richtige Entscheidung?

Mit geneigtem Kopf musterte Caleb den Sklavenhändler, während er über das Für und Wider nachdachte. Er hatte seinen Männern eingebläut, keine unnötigen Risiken einzugehen. Sollte er sich dann nicht selbst daran halten? Auch wenn Kale ihn herausforderte?

Doch das Heikle an der Sache war sein Status als Anführer der Gruppe. Was würde daraus werden? Wie er sich in dieser Situation verhielt, würde unweigerlich seinen Stand bei seinen und bei Phillipen Leuten beeinflussen. Mehr noch: Kale hatte die Gerechtigkeit infrage gestellt. Und schlechtgemacht. Nicht Calebs Auffassung davon, sondern das Konzept von Gerechtigkeit, dem sie hier dienten.

Forderte das nicht eine Reaktion, eine Antwort? Nicht nur, was ihn, sondern was die ganze Truppe betraf? Zog Kale mit seiner Provokation nicht die Berechtigung für ihr Erscheinen in Zweifel? Und vor allem auch die Rechtfertigung für ihre Taten – für die Leben, die sie bereits ausgelöscht hatten?

Neben ihm rührte sich Phillippe. »Caleb ... Wir sind hier die Richter und Geschworenen. Hundesöhne wie er haben keinen Anspruch auf einen gerechten Kampf statt einer Strafe.«

*Wer sagt, dass ich vorhabe, gerecht zu kämpfen? Kale wird es ganz sicher nicht tun.*

Kales Blick war auf Calebs Gesicht gerichtet. Er zuckte nicht mit der Wimper. Phillippe hätte genauso gut nichts gesagt haben können.

Doch Calebs ruhige Erwiderung seines Blickes war etwas, das Kale nicht lange hinnehmen konnte. Er verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen.

»Was, Junge? Hast du deine Zunge verschluckt?«

Caleb lächelte. »Nein. Ich denke nur über die Ironie nach, mit Gesindel wie dir über den Wert von Gerechtigkeit zu diskutieren.«

Kale blinzelte. Und plötzlich passierte alles ganz schnell. Mit wirbelnden Klängen stürzte er sich auf Caleb.



Phillipe fluchte. Mit einer fließenden Bewegung brachte er die Pistole in Anschlag. Überrascht wichen die anderen Männer zurück.

Doch Caleb hatte sehr wohl mitbekommen, wie Kales Muskeln sich kurz vor dem Angriff angespannt hatten. Er riss sein Schwert und eine kürzere Klinge hoch und parierte Kales Angriff.

Dann ging es los. Caleb konnte die Augen nicht von Kale abwenden – er wagte es auch nicht. Er schätzte ab, wohin der Mann als Nächstes schlagen würde, indem er die winzigen Veränderungen in seinem Blick genau beobachtete. Caleb versuchte nicht, beide Klingen Kales gleichzeitig im Auge zu behalten, es würde ihm nicht gelingen.

Nach weniger als einer Minute wünschte er sich, es Phillipe erlaubt zu haben, den Mistkerl zu erschießen. Kale war ein mörderischer Gegner – und er konnte besser mit seinen Waffen umgehen als jeder andere.

Leider war der Zeitpunkt, um mit der Pistole für Gerechtigkeit zu sorgen, bereits verstrichen. Er und Kale bewegten sich zu schnell, als dass selbst ein brillanter Schütze wie Phillipe einen Schussversuch hätte wagen können.

Obwohl Kale sich dessen bestimmt bewusst war, wusste er auch, dass er angesichts der Tatsache, dass Phillipe mit der Waffe ganz in der Nähe stand, den Ring nicht lebend verlassen würde. Er hatte nichts zu verlieren. Diese Erkenntnis stand ihm ins Gesicht geschrieben. Sie durchdrang seinen Kampfgeist mit einer animalischen Wut. Sie führte dazu, dass es schwierig war, seine Schläge vorherzusehen, geschweige denn zu erwidern.

In der Defensive zu sein war nicht gerade Calebs

Stärke, aber er zwang sich dazu, es so hinzunehmen. Er konzentrierte sich darauf, Kales Klagen abzuwehren. Er repräsentierte die Gerechtigkeit, und Kale konnte versuchen, seine Verteidigung zu durchbrechen und zu siegen. Doch es würde ihm nicht gelingen. Caleb würde das nicht zulassen.

Caleb war größer, stärker. Und was noch viel bedeutender war: Er war jünger als Kale.

Irgendwann würde die Gerechtigkeit siegen.

Er wartete auf den Moment, in dem auch Kale zu diesem Erkenntnis kommen würde.

Dann kam dieser Moment. Kale blinzelte, und in der nächsten Sekunde holte er mit dem Stiefel aus und zielte auf Calebs Leistengegend.

Aber Caleb war schon leichtfüßig zur Seite gesprungen.

Bevor Kale sich wieder sammeln konnte, ergriff Caleb die Chance und trat ihm mit voller Wucht gegen ein Knie.

Kale schrie auf und taumelte.

Caleb bewegte sich wie ein Tänzer, machte eine Drehung und stand plötzlich hinter Kale. Schonungslos hieb er mit dem Schwert zuerst auf das eine, dann auf das andere Handgelenk des Sklavenhändlers. Erneut schrie Kale auf und ließ beide Waffen fallen.

»Zur Seite!«

Caleb warf sich auf den Boden, als Phillip es Pistole auch schon losging. Kale sackte in sich zusammen und fiel.

Als Caleb wieder auf die Beine kam, sah er das Stilett, das Kale aus der leblosen Hand glitt. Er schnaubte verächtlich. »Ich glaube«, sagte er, während er sein Schwert und sein Messer nahm, »dass der Gerechtigkeit Genüge getan worden ist.«

Phillipe sah ihn kopfschüttelnd an und gab Reynaud die Pistole zurück. Er bückte sich, hob Kales Klagen auf und präsentierte Caleb mit einem formvollendeten Diener die Griffe.

»Und für den Sieger, die Beute.«

Caleb grinste. Er schloss die Hand um einen der Griffe. Mit einem Kopfnicken bedeutete er Phillipe, den anderen Griff zu nehmen. »Ich glaube, das hier ist für uns beide. Danke, dass du eingeschritten bist.«

Phillipe nahm das andere Schwert, ließ die Klinge durch die Luft zischen, um die Balance zu testen, und zuckte mit den Schultern. »Es schien an der Zeit. Du hast schon lange genug mit ihm gespielt.«

Caleb lachte. Sein Lächeln erstarb, als er zu ihren Leuten blickte. »Verletzte?«

Überraschenderweise gab es mehr als nur ein paar Schnitte und Wunden, auch Caleb und Phillipe hatten einiges abbekommen. Doch nur drei Verletzungen waren so ernst, dass sie versorgt werden mussten. Sie hatten keinen ihrer Männer verloren, und dafür war Caleb dankbar. Das Feuer war erloschen. Gemeinsam trugen sie die Toten weg, entfachten das Lagerfeuer wieder, kochten Wasser und kümmerten sich um die Wunden.

Nachdem das erledigt war, stieg Caleb auf die Veranda der Haupthütte und ließ, die Hände in die Hüften gestemmt, den Blick über das Lager gleiten. Er verzog das Gesicht.

»Ich sage es ja nicht gern, aber wir müssen hier aufräumen.«

Phillipe stand auf einmal neben ihm. Auf der Reise nach Freetown hatte er Roberts Tagebücher gelesen und so verstand er, worum es Caleb ging. Er seufzte. »Lei-

der stimme ich zu. Wir müssen Kale und seine Leute verschwinden lassen.« Phillipe machte eine entsprechende Handbewegung. »Puff ... Spurlos verschwinden lassen.«

»Und ohne jeden Hinweis auf einen Kampf.« Caleb sah die Männer an. Sie würden die Auswirkungen des Kampfes noch spüren, doch im Augenblick hatten sie noch Kraft, die sie einsetzen konnten. »Also gut. Wir werden das Lager so hinterlassen, als wären Kale und seine Leute einfach aufgebrochen und verschwunden. Ran ans Werk.«

Vier Stunden lang arbeiteten sie hart, schließlich war das Lager wieder ordentlich aufgeräumt. Es war seltsam ruhig, als würde es auf neue Bewohner warten. Sie hatten die Leichen auf einem Karren über den unbenutzten Weg Richtung Osten in den Dschungel gebracht und sie auf einer Lichtung vergraben. Jetzt war alles getan.

Caleb nahm Roberts Tagebuch und Aileen Hopkins' Zeichnungen aus seinem Bündel und warf noch einmal einen Blick hinein. Aileen, die Schwester eines der Entführten, hatte Robert auf der Mission unterstützt und Zeichnungen von einigen der Sklavenhändler angefertigt. Caleb hatte die Skizzen mit den toten Männern verglichen und war sich nun sicher, dass sie nicht nur Kale, sondern auch Rogers, den Anführer der Sklavenhändler in der Siedlung, sowie den Mann getötet hatten, den Aileen den »Rattenfänger« genannt hatte. Er hatte mit seiner melodiosen Stimme die Kinder der Ärmsten mit Versprechungen von gewinnbringender Arbeit von ihrem Zuhause weggelockt.

»Mit etwas Glück haben wir dieses Gesindelnest vollständig ausgerottet«, sagte er.

»Alles in allem ein guter Arbeitstag«, bemerkte sein Freund.

Caleb stimmte ihm zu. »Also ist Kale auf rätselhafte Weise verschwunden, und niemand wird dahinterkommen, wohin er gegangen ist oder warum.«

Mit einem letzten Blick auf das Lager drehte er sich um und ging mit Phillipe zusammen los. Sie liefen in den Dschungel hinein. Niemand hatte auch nur den Vorschlag angebracht, die Nacht in der Nähe zu verbringen. Sie hatten einen provisorischen Übernachtungsplatz auf der Lichtung errichtet, wo sie zuvor ihr Gepäck und die Vorräte gelagert hatten.

Als er und sein Freund dort ankamen, sah Caleb, dass die Männer bereits einfache Zelte aufgestellt hatten. Unter einem riesigen Kochtopf brannte ein Feuer. Der Rauch trug Aromen mit sich, die viel verlockender waren als der Gestank des Todes. Alle setzten sich, versorgten erneut ihre Wunden. Und als das Essen fertig war, langten alle ordentlich zu.

Während der Mahlzeit sprach kaum einer ein Wort. Um das Lagerfeuer herum ertönten keine Lieder, und es wurden keine Geschichten erzählt. Sie alle hatten an diesem Tag getötet. Zwar waren sie daran gewöhnt, dass eine Existenz von einer Sekunde auf die andere ausgelöscht werden konnte, aber wenn die Energie des Kampfes nachließ und alle erschöpft waren, musste jeder von ihnen sich mit seinem eigenen Gewissen auseinandersetzen und sich beruhigen.

Das Feuer brannte schwach. Mit einem gemurmelten »Gute Nacht!« auf den Lippen, machten die Männer es sich auf ihren Decken bequem und versuchten zu schlafen.

Am folgenden Tag würden sie den nächsten Schritt ihrer Mission in Angriff nehmen.

Am folgenden Tag würden sie sich auf den Weg zur Mine machen.

## Kapitel 2

»John hat mir beim Frühstück erzählt, dass er nicht weiß, wie lange er die Eröffnung des zweiten Tunnelganges noch hinauszögern kann.«

Katherine Fortescue sah ihre Freundin Harriet Frazier an. Die beiden hatten beschlossen, sich während ihrer Vormittagspause von ihrer Arbeit in der Reinigungsbaracke die Beine bei einem kleinen Spaziergang über das Gelände der Mine zu vertreten.

Natürlich war der wahre Grund für ihren Spaziergang die Möglichkeit, sich unterhalten zu können. Während sie gingen, konnten sie ungestört reden, ohne dass jemand hörte, worum es ging.

Der John, von dem Harriet sprach, war ihr Liebster Captain John Dixon, ehemaliger Ingenieur der Armee, der als Erster von ihnen aus Freetown entführt worden war. Dubois, der Anführer der Söldner, hatte ihn aufgefordert, den Bau einer Mine zu planen und durchzuführen, um eine neu entdeckte Diamantenader zu Geld zu machen. Die Hintermänner waren den Entführten nicht bekannt. Soviel Harriet und Katherine wussten, wurden die Rohdiamanten jedoch von Freetown aus nach Amsterdam verschifft. Als Dixon sich geweigert hatte, Folge zu leisten, hatte Dubois nur kalt gelächelt. Als Nächstes hatte Harriet ihm in seiner Gefangenschaft Gesellschaft geleistet.

Die Drohungen, die Dubois ausgestoßen hatte, um Dixon dazu zu zwingen, sich seinen Forderungen zu beugen, waren, gelinde gesagt, unaussprechlich. Harriet hatte eine feine Narbe auf der Wange, die Dixon noch immer mit Traurigkeit und Schrecken betrachtete. Doch Harriet trug die Narbe mit Stolz. Ihrer und der Meinung aller Gefangenen nach hatte Dixon nur getan, wozu er gezwungen gewesen war, um sicherzustellen, dass er und Harriet überlebten.

Wenn sie nicht überlebten, konnten sie nicht fliehen. Trotz des sorgsam gepflegten äußeren Anscheins, sich in ihr Schicksal gefügt zu haben, hatten sich alle Männer, Frauen und Kinder zusammengetan. Sie waren allesamt fest entschlossen zu entkommen.

An erster Stelle stand die Flucht. Die Rache würde später kommen.

Katherine hatte sich schon lange daran gewöhnt, sich äußerlich nichts anmerken zu lassen. Sie und Harriet wahrten nach außen hin Mienen der Gleichgültigkeit, als sie nun langsam im Uhrzeigersinn durch das Lager schlenderten. Der Weg führte sie an der Reinigungsbaracke vorbei, wo sie vorsichtig Erz und Gestein von den Rohdiamanten aus der schließlich doch gebauten Mine schlugen. Dann kamen sie an der Hauptbaracke vorbei, in der Dubois und seine Bande von Söldnern arbeiteten und schliefen, wenn sie nicht gerade Wache hielten – an den Zugängen zur Lichtung und am See, zu dem sie Gruppen von Gefangenen begleiteten, die dort Wasser holten, oder auf dem hohen Turm, der am Ende des Hauptgebäudes aufragte.

Katherine beschattete mit der Hand ihre Augen und sah hinauf zu zwei Söldnern, die gerade Dienst auf dem



Turm hatten. »Angesichts der Tatsache, dass die Produktionsmenge abgenommen hat«, murmelte sie, »kann ich John verstehen. Leider.« Sie sah Harriet an. »Wir sollten uns heute Abend treffen und mal in Erfahrung bringen, was die anderen denken und fühlen. Wir können Dubois nur eine begrenzte Zeit hinhalten, ohne unserer eigenen Position zu schaden.«

Die »anderen« waren de facto die Anführer ihrer kleinen Gemeinschaft – die Offiziere, die entführt worden waren. Katherine war mitgenommen worden, weil sie als Gouvernante Erfahrung darin hatte, Kinder zu betreuen. Eine weitere ihrer Fähigkeiten war das Geschick bei der Handarbeit. Dubois hatte schnell erkannt, was für einen scharfen Blick sie hatte und was für gute Arbeit sie bei der Reinigung des Gesteins leistete. Er hatte sie praktisch zur Sprecherin und Anführerin der Frauen und Kinder gemacht. Auch Harriet und die anderen Frauen waren entführt worden, weil sie perfekt für die feinen Arbeiten eingesetzt werden konnten.

Während sie und Harriet ihren Spaziergang in ihren graubraunen, formlosen Kleidern, die man ihnen zum Anziehen gegeben hatte, fortsetzten, dachte Katherine laut über etwas nach, das sie und die anderen schon seit geraumer Zeit beschäftigte.

»Ich wünschte, es gäbe einen leichteren, einen offensichtlicheren und weniger strapaziösen Weg, um mit der Situation umzugehen.«

Harriet verzog das Gesicht, im nächsten Moment wirkte sie wieder vollkommen ungerührt. »Es ist ein ständiger Kampf. Ich weiß, wie sehr es John belastet.«

»Und er macht das großartig. Wenn er nicht wäre, gäbe es keine Hoffnung für uns.« Katherine legte ihre

Hand auf Harriets Arm und drückte ihn leicht. »Wir verstehen alle die Zwickmühle, in der wir stecken. Wir müssen Dubois genügend Diamanten liefern, damit er seine Auftraggeber zufriedenstellen kann – wer auch immer die Schurken sind –, und hoffen, dass die Quellen nicht so schnell versiegen. Dann nämlich wird die Mine geschlossen, und wir sind unserem Schicksal ausgeliefert.«

Keiner von ihnen machte sich irgendwelche Illusionen darüber, was passieren würde, wenn die Entscheidung fiel, die Mine zu schließen. Man würde sie alle umbringen. Man würde sie in eine Reihe stellen und erschießen. Oder Schlimmeres.

Angesichts der Grausamkeit, mit der Dubois und seine Männer zu Beginn des Projekts eines der jungen Mädchen misshandelt hatten, und angesichts der Drohungen, die Dubois hin und wieder ausstieß, wenn er eine der Frauen oder eines der Kinder benutzte, um seine Kontrolle über die entführten Männer wieder zu stärken, würde »Schlimmeres« etwas Entsetzliches bedeuten. So entsetzlich, dass keiner von ihnen über diese Aussicht nachdenken wollte.

Das war ein weiterer Grund, warum Dubois auch Frauen und Kinder in der Mine arbeiten ließ. Einmal abgesehen von ihren Fertigkeiten bei der Feinarbeit, waren sie das perfekte Druckmittel, um die Männer zur Kooperation zu zwingen.

Dubois ging es vor allem um Effektivität und Kontrolle – er war kaltherzig, skrupellos und schien in seinem hünenhaften Körper keinen Funken Anstand oder gar ein Gewissen zu haben. Weil die Mine auf dem Grund und Boden eines einheimischen Häuptlings lag, wagten er und seine Auftraggeber es nicht, Einheimische zu entfüh-

ren – von keinem der ansässigen Stämme. Also wurden als Arbeitskräfte Europäer gesucht. Da Freetown nicht weit entfernt war, suchte man dort. In Freetown lebten viele Engländer, die sich zudem besonders gut eigneten, weil sie Qualifikationen mitbrachten, die für die Arbeit in der Mine von Vorteil waren.

Captain John Dixon war ausgesucht worden, weil er ein erfahrener Pionier war – ein Ingenieur, der Tunnel konstruieren konnte. Einige der Männer hatten handwerkliches Geschick, andere waren Arbeiter, die eine Spitzhacke schwingen konnten. Die Frauen hatten unterschiedliche Talente, die Dubois oder seinen Auftraggebern wichtig erschienen waren. Kinder hatten kleine Hände und scharfe Augen. Es gab genügend Arbeit, für die man sie brauchte.

Sie hatten sogar einige Männer und Frauen mit medizinischem Hintergrundwissen entführt, was sich bei der Versorgung von Verletzten bereits als hilfreich erwiesen hatte. Die Arbeit in der Mine war gefährlich, und es hatte einige Unfälle gegeben, doch im Lager befand sich eine gut ausgerüstete Krankenstation.

Katherine musste sich niedergeschlagen eingestehen, dass Dubois bei seinem Streben nach Effektivität immer darauf achtete, dass seine Arbeitskräfte gesund und leistungsfähig waren. Das war sowohl in seinem eigenen als auch im Interesse der Auftraggeber.

Und so sorgte er trotz der ständigen Drohungen – die er mit Sicherheit, ohne mit der Wimper zu zucken, wahr machen würde, sollten die Gefangenen ihn dazu zwingen – dafür, dass ihre körperlichen Bedürfnisse wie trinken, essen und schlafen erfüllt wurden, damit sie weiter gute Arbeit leisten konnten.

Sicherlich wurde Dubois sehr großzügig entlohnt.

Wer seine ominösen Auftraggeber waren, wusste bisher niemand. Allerdings waren sich alle Gefangenen in einem Punkt sicher: Obwohl Dubois, so vermuteten alle, Franzose war und die Söldner aus unterschiedlichsten Ländern stammten, waren die Schurken, die hinter allem steckten, Engländer.

Katherine dachte darüber nach, bevor sie den Gedanken beiseiteschob. Es würde noch Zeit genug sein, die Schuldigen auszumachen, wenn sie erst einmal alle geflohen waren.

Sie und Harriet gingen um den Turm herum und an der Hütte mit den Vorräten sowie der großen Küche vorbei, die sich daneben befand. Vor der Küche war ein breiter, mit Palmwedeln bedeckter Überbau, unter dem sich drei kleine Feuerstellen befanden. Die Kochtöpfe, die darüber hingen, wurden von Dubois' riesigem Koch bewacht. Der Mann war das mürrischste Individuum, das Katherine je über den Weg gelaufen war. Er blickte alle grimmig an – sogar Dubois.

Sie gingen weiter und kamen an der Baracke der Söldner vorbei und an den Schlafstätten der Frauen und Kinder. Dann erreichten sie das Tor des Lagers, das wie immer weit offen stand. Zwei Wachleute standen davor.

Das Gelände war von einem einfachen, aber wirkungsvollen Zaun umgeben. Die Holzplanken waren mit Ranken und Draht zusammengebunden worden. An einigen Stellen wirkte der Zaun etwas wackelig –, es schien nicht unmöglich, ihn zu durchbrechen. Doch wenn sie fliehen würden, in welche Richtung sollten sie sich wenden?

Keiner der Gefangenen hatte eine Ahnung, wo genau sie sich befanden und wie weit sie von einem sicheren

Hafen entfernt waren. Außerdem waren sie sich bewusst, welch grausame Rache Dubois zweifelsohne an denjenigen nehmen würde, die zurückblieben, falls es nur einem Teil von ihnen gelänge zu entkommen. Das war der Grund dafür, dass sie erst einmal scheinbar ergeben in ihrer Gefangenschaft ausharrten.

Was nicht bedeutete, dass sie schicksalsergeben waren, die Umstände und Dubois zwangen sie lediglich dazu, pragmatisch zu sein. Sie konnten nicht fliehen, bevor nicht sichergestellt war, dass sie alle zusammen entkommen würden, dass sie in die richtige Richtung flohen und dass sie wussten, wie lange es dauern würde, bis sie in Sicherheit sein würden.

Katherine und Harriet umrundeten den Platz, an dem sich die Sklavenhändler oft zusammenfanden – eine Feuerstelle, um die herum Baumstämme als Sitzgelegenheiten lagen –, und gingen langsam an dem großen Gebäude vorbei, in dem die Männer schliefen. Sie kamen am offenen Zugang zur Mine vorbei. Der Tunnel, in dem die Gefangenen schufteten, war inzwischen knapp fünfzig Meter lang. Er war Stück für Stück in einen hohen Hügel geschlagen worden, der sich so unvermittelt mitten im Dschungel erhob, als hätte ihn eine Urgewalt dort aufgetürmt.

Als sie und Harriet an der Mine vorbeingingen, warfen sie beide einen Blick hinein. Obwohl an den Wänden Laternen hingen, die Licht spendeten, das von den rauen Felswänden zurückgeworfen wurde, konnten sie keinen der Männer sehen. Sie waren offenbar weiter hinten im Tunnel oder mit Dixon zusammen dabei, eine Gesteinsformation zu untersuchen, die dieser in der Nähe der ersten Diamantenader entdeckt hatte, die fast erschöpft war.

Dieser Fund hatte ihnen allen neuen Auftrieb gegeben, denn Dixon hatte auch hier Diamantgestein entdeckt. Das gab ihnen Zeit, ihren Fluchtplan in die Tat umzusetzen.

Dass sich nur selbst retten konnten, hatte mittlerweile auch der Letzte von ihnen eingesehen. Zuerst hatten sie noch darauf gewartet, dass Hilfe aus der Siedlung kommen würde, und einfach nur versucht zu überleben. Es war ihnen schlichtweg unvorstellbar vorgekommen, dass so viele Erwachsene – Frauen und Männer, von denen einige in der Gemeinde gewisse Positionen innegehabt und somit gute Verbindungen gehabt hatten, sowie eine kleine Armee von Kindern von einem Ort verschwinden konnten, ohne dass irgendjemand Zeter und Mordio schrie.

Doch die Wochen und Monate waren ins Land gezogen, und niemand war ihnen zu Hilfe gekommen.

Da ihre Hoffnung zunichtegemacht worden war, waren sie eine Zeit lang entmutigt und verzweifelt gewesen. Doch sie waren Engländer. Also hatten sie sich wieder gefangen. Und ihre Entschlossenheit, zu überleben und irgendwann zu fliehen, war immer größer geworden.

Zwar wussten sie noch nicht, wie sie es anstellen sollten, aber sie würden es schaffen.

Katherine hielt an dieser Überzeugung fest und geriet nicht ins Wanken, denn wenn sie zweifeln würden, dann gäbe es auch keine Hoffnung mehr – weder für sie noch für die bunt zusammengewürfelte Schar von Kindern, für die sie die Verantwortung übernommen hatte.

Die Aufgabe der Jungen und der jüngeren Mädchen war es, in die Mine zu gehen, die Steinbrocken, die von den Wänden geschlagen wurden, aufzusammeln und in geflochtene Körbe zu füllen. Dann zertritten sie die vollen Körbe nach draußen und kippten sie aus.

Die älteren Mädchen hockten vor der Mine im Schatten unter einem aus Palmwedeln erbauten Sonnendach, das Dubois ihnen auf Katherines Drängen hin zur Verfügung gestellt hatte, und arbeiteten sich durch den Haufen von Gestein und Erzbrocken, den die anderen ihnen zum Sortieren herausgetragen hatten. Sie untersuchten jeden Klumpen danach, ob er Diamanten enthielt. Man hatte ihnen erklärt, wie man erkannte, ob das Gestein einen der kostbaren Edelsteine verbarg. Sie klopfen es ab, lauschten dem Klang und suchten dann nach den charakteristischen feinen Linien, wo die Diamanten auf das Erz trafen. Die Mädchen reichten die Brocken, in denen sie Diamanten vermuteten, dann an die Frauen weiter. Diese bearbeiteten jeden Fund behutsam mit kleinen Meißeln und Hämmern, schlugen die Verkrustungen ab, sodass am Ende die Rohdiamanten blieben, klein und leicht genug, um sie zu transportieren.

Die Steine, die die Mädchen als unbrauchbar aussortierten, landeten auf einem anderen Haufen in der Nähe des Lagers, der mittlerweile beachtlich groß war.

Katherine und Harriet blieben vor den Mädchen stehen und schenkten ihnen ein freundliches, aufmuntern-des Lächeln.

Eines der Mädchen deutete auf einen großen Haufen bereits ausgemusterter Steine. »Wir werden heute eine ganze Menge schaffen.«

Katherine nickte. »Ich komme heute Nachmittag wieder.«

Es war ein Teil ihrer ihr von Dubois auferlegten Pflichten, die aussortierten Erzbrocken noch einmal daraufhin zu prüfen, ob die Mädchen auch nichts übersehen hatten.

Der Klang sich nähernder Schritte ließ Katherine und Harriet aufhorchen. Sie drehten sich um, um zu sehen, wer da kam. Hillsythe, ein großer, drahtiger, braunhaariger Mann, und Jed Mathers, einer der Zimmerleute. Hillsythe war ein Gentleman und trotz der abgewetzten Kleidung, die er nun trug, noch immer eine eindrucksvolle Erscheinung. Er war einer der Anführer in ihrer kleinen Gemeinschaft und einer derjenigen, die ein bisschen medizinisches Wissen besaßen und sich um die Kranken und Verletzten kümmerten. Jeds Handgelenk war verbunden.

Hillsythe blieb bei Katherine und Harriet stehen. Er nickte Jed zu. »Belasten Sie die Hand für den Rest des Tages nicht mehr. Schnappen Sie sich einen der Jungen und bitten Sie ihn, Ihnen zu helfen.«

»Aye. Wird gemacht.«

Jed neigte respektvoll den Kopf, als er Katherine und Harriet anblickte, und ging dann weiter zum Eingang der Mine.

»Wir werden schon bald mit der Arbeit in der zweiten Ader beginnen müssen«, sagte Hillsythe.

»Das sehe ich auch so«, erwiderte Katherine.

Hillsythe nickte – sowohl ein Zeichen seiner Zustimmung als auch ein unbewusst eleganter Abschiedsgruß. »Also dann bis heute Abend. Wie immer nach dem Abendessen.«

Katherine beobachtete, wie Hillsythe Jed zur Mine folgte. Dixon war der einzige Offizier gewesen, den Dubois und seine Auftraggeber, die die Ausführung des Plans überwachten, von Anfang an hatten entführen wollen. Wegen seiner Kenntnisse und Kompetenz war es absolut notwendig gewesen, Dixon dabeizuhaben. Was





Stephanie Laurens

**Meisterin der Verführung**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0484-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2018

Eine attraktive Lady in Not, ein feuriger Gentleman und eine Leidenschaft, die alles verzehrt ...

Westafrika 1824. Der britische Kapitän Caleb Frobisher muss sich als Seefahrer in der Dynastie seiner Familie erst noch beweisen. Seine Zukunft sieht vielversprechend aus, bis er auf einer geheimen Mission die attraktive Engländerin Katherine Fortescue kennenlernt, die von Soldaten aus ihrem Heimatland entführt wurde und sich seitdem in Gefangenschaft befindet. Die junge Frau hat inzwischen all ihre Hoffnung verloren, als Caleb unvermittelt in ihr Leben tritt und ihr sofort verfällt. Er verspricht, die schöne Katherine zu befreien, und setzt dabei nicht nur seine Stellung innerhalb der Familiendynastie aufs Spiel, sondern auch sein Leben – und sein Herz ...

 [Der Titel im Katalog](#)